

verschaffen, daß wir auf der andern Seite ausgleichen und praktisch Rath schaffen, wo Gesetz und Verordnungen nicht ausreichen. Vergessen wir auch nicht, daß ein Gesetz immer mehr oder weniger negativ ist, daß es durch Verbote wirkt. Es muß aber auch Positives geschafft werden, wenn der Vogelschutz praktischen Erfolg haben soll, — es muß durch besondere Einrichtungen (Futterplätze, Dornreusen, Feldgehölze, Böschungsanpflanzungen, lebende Hecken, Nistkästen u. s. w.) der Bestand der Vögel gefördert werden, und das ist noch ein unabsehbar weites Feld für geduldige Arbeit und sündiges Schaffen und Studiren.

**Der Vorstand.**

## Ornithologische Skizzen.

Von R. Th. Liebe.

### XIV. Unsere Uferregenpfeifer (*Aegialites minor* und *hiaticula*).

#### I. Der Flußuferpfeifer (*Aeg. minor*).

(Mit Buntbild).

Als ich am Ende des Jahres 1877 die „Brutvögel Ostthüringens“ für die Veröffentlichung verarbeitete, schrieb ich, mir schiene der Bestand unserer kleinen Uferpfeifer (Flußuferpfeifer) in Abnahme begriffen zu sein, und bedauerte das um so mehr, als dieser niedlichste aller Charadriiden doch eigentlich Charaktersvogel für die Ufer der mitteldeutschen Flüsse ist. Er war ja in Mitteldeutschland weit häufiger anzutreffen wie in dem übrigen Deutschland — weit häufiger namentlich als in Norddeutschland, wo doch die andern Stelzvögel weit gewöhnlicher vorzukommen pflegen. Glücklicher Weise hat sich meine vor 10 Jahren ausgesprochene Befürchtung nicht in ihrem vollen Umfang bestätigt. Der Bestand der Flußuferpfeifer hat sich nur um ein Geringes herabgemindert.

Ihre Beobachtung fällt einem scharfen oder zweckmäßig bewaffneten Auge gar nicht schwer, falls es nur einigermaßen an das Beobachten gewöhnt ist. Zwar habe ich die Thiere in Mitteldeutschland auch einmal an einem Bach und an großen Teichen gefunden, an letzteren sogar Jahre hintereinander, doch sind das seltene Ausnahmen, da an solchen Gewässern große Kiesablagerungen nur unter ganz besonderen Umständen vorkommen. Wo aber ein Fluß an einer seiner Krümmungen bei dem letzten Hochwasser soviel „Kies“, soviel Gerölle auf das flache Ufer geworfen hat, daß eine kahle, vegetationsfreie, sonnige Kiesbank sich neben dem strömenden Wasser erhebt, — wo unterhalb eines Wehres die nach dem Sturz wieder emporschwebenden Fluthen eine mit abgerundeten Kieseln überdeckte flache Insel aufgeworfen haben, da finden wir den zierlichen Uferpfeifer. Wir betreten in der schönen Maizeit eine solche hoch und trocken liegende Kiesbarre um die Mittagszeit. Die Natur scheint auszuruhen in dem warmen Sonnenschein von ihrem ständigen

Schaffen, und nur Bach- und Bergstelzen trippeln am Wasser hin; — von den gesuchten Pfeifern sehen wir aber keine Spur. Wir gehen leise über die Bank hin, und schon haftet das Auge, müde vom Spähen, an den Kollsteinen zu unseren Füßen, die in ihrer Mannigfaltigkeit zu erzählen wissen von ihrer Heimath droben im höheren Gebirge, der sie entstammen. Da plötzlich, vier Schritte vor uns, erblicken wir einen Vogel, der in steinfarbenem Federkleid sich so wenig von seiner Umgebung abhebt, daß wir seine Entdeckung nur einen glücklichen Zufall nennen können. Von der Größe eines Goldammers liegt er mit geschlossenen Augen zwischen den Steinen und schläft fest, im gerechtfertigten Vertrauen auf seine schützenden Farben. Behutsam treten wir ein wenig näher. Trotz unsrer Vorsicht wacht er auf, aber nicht, um sofort aus der bedenklichen Nähe zu entweichen, sondern ganz unbeweglich, nur durch das offene, sehr große, prächtig braune Auge sein Wachsein verrathend. Wenden wir uns im Weitererschreiten nur ein wenig, dann läßt er uns regungslos ruhig vorübergehen; bewegen wir uns aber auf ihn zu, dann streicht er rechtzeitig ab, lautlos, und steigt in sehr flachem Winkel auf, indem er sich einige Male rechts und links wendet, fast wie es die Bekassinen machen, und erst weiter draußen wird der Flug geradlinig. Der letztere führt ihn aber nicht weit; nach kurzer Strecke kehrt der Vogel in weitem Bogen um und läßt sich gar nicht weit von uns auf einer trocknen Kiesstelle nieder. Der Flug ist sehr elegant und gewandt; er steht, möchte ich sagen, in der Mitte zwischen dem der Seeschwalben, der Schwalben und der Schnepfen. Auch die ziemlich schmalen, winklig gebogenen Flügel erinnern an jene Meisterflieger und durchaus nicht an die plumperen Formen, welche z. B. die Flugbilder der näher verwandten Reiher zeigen.

„Gute Flieger sind schlechte Fußgänger“, — das ist ein Satz, der im Allgemeinen seine Richtigkeit hat, wie denn überhaupt die besonders günstige Entwicklung eines Organs im Organismus einer Thierart meist Hand in Hand geht mit der geringeren Entwicklung anderer Organe. Bei unsern Uferpfeifern aber gilt das nicht; ihre zierlichen und gar nicht kräftig aussehenden Ständerchen leisten Unglaubliches. Ich habe sie oft bei einem Wind, der ihre Federn aufplusterte, wie angenagelt viele Minuten lang auf einem Bein stehen sehen. Bis meterweit laufen sie bei ruhigem Wetter, nachdem sie so gestanden, auf diesem einen Bein vorwärts, ohne das andere unter den Bauchfedern vorzuziehen und ohne bei dem für ihre Größe ja furchtbar rauhen Weg über die Kieslager hin aus der Contenance zu kommen. Drei bis vier Schrittchen machen sie so in der Sekunde. Dieses hüpfende Laufen auf einem Bein ist für verschiedene kleine Strand- und Sumpfvögel, namentlich aber für die Uferpfeifer so recht kennzeichnend, und scheint sich wieder unter den drei Arten ganz besonders der Sandpfeifer (*Aegialites hiaticula*) durch seine Virtuosität auszuzeichnen, denn er ist nicht bloß Meister im einbeinigen Lauf

vorwärts, sondern er hüpfte einbeinig auch seitwärts, rechts wie links, und rückwärts — aber allerdings immer weit kleinere Strecken hindurch als in der Richtung vorwärts. Diese Gangart erinnert an Knaben, die auf einer Stelze vorwärts hüpfen, um besondere Kunststücke zu produziren, nur daß es bei den Uferpfeifern drollig und zugleich zwanglos frei und elegant aussieht. Der Unkundige muß glauben, die so laufenden Individuen seien an dem einen Bein beschädigt, und wundert sich nicht wenig, wenn sie plötzlich mit zwei Beinen einsetzen und mit dreifacher Schnelligkeit dahinflaufen. Ich habe dies geradlinige Dahinrennen über die kiesbedeckten Uferterassen immer mit Bewunderung ansehen müssen, denn der Lauf aller anderen Vögel von annähernd gleicher Größe nimmt unter solchen Umständen durch die unebene Unterlage etwas Torkelndes an und keiner erreicht dabei entfernt diese Schnelligkeit. Dabei strecken sie nicht den Kopf und Hals vor, wie dies die Kallen u. s. w. thun, sondern sie halten ihn trotz der wagerechten Haltung des Körpers ganz eingezogen; auch schnellen sie, was damit zusammen hängt, nicht bei jedem Schritt den Kopf ein wenig vorwärts nach Art der Schnepfenvögel u. s. w., sondern sie halten ihn relativ unbeweglich. Es wäre das übrigens bei der Schnelligkeit ihres Laufes auch kaum anders möglich, denn sie machen nach meinen Beobachtungen resp. Berechnungen etwa acht ihrer Schrittschritte in der Sekunde. Und dazu noch die enorme Ausdauer ihres Laufes! Herr A. Walter berichtet, einst sei ein ganz junger, noch nicht recht flugfähiger Uferläufer auf der Landstraße mehrere Stunden Weges weit, ohne zu ermüden, vor ihm hergerannt.\*)

\*) — Herr Walter schreibt mir:

Als ich vor Jahren einmal im Begriff war, die Tour vom Dorfe Groß-Schönebeck aus auf der Forststraße zu Fuß zu machen, fand ich gleich hinter dem Dorfe auf einer weiten Sandfläche, durch die der Weg führte, hart an den Sand geschmiegt, einen jungen Flußregenspfeifer (Ch. min.), der sich, ohne sich zu regen, ergreifen ließ, obgleich er vollständig befiedert war. Er machte auch, als ich ihn frei ließ, keinen Gebrauch von seinen Flügeln, einen um so größeren von seinen Füßen. Sobald er die Sandfläche passirt hatte, rannte er auf dem neben dem Fahrwege fortlaufenden Fußwege so schnell fort, daß er nach mehreren Minuten einen Vorsprung vor mir von etwa 60 Schritten erreicht hatte. Dann legte er sich glatt auf den Boden, ließ mich bis auf 6 Schritte herankommen und setzte nun seinen Lauf auf dieselbe Weise fort, bis er wieder den vorher bezeichneten Vorsprung erlangt hatte. Und so ging's dritthalb Meilen durch den Wald und zuletzt durch das Feld fort, ohne daß eine Ermüdung des Vogels bemerkbar wurde. Wenn man bedenkt, daß ich bei tüchtigem Ausschreiten etwa  $3\frac{1}{4}$  Stunde Zeit gebrauchte, (man berechnete gewöhnlich die Entfernung zwischen beiden Orten auf 4 Stunden) um diese Tour zurückzulegen, daß der niedliche Vogel von Feldlerchengröße (wohl ein wenig größer) kaum 14 Tage alt sein konnte, so muß man über die Lauffertigkeit und Ausdauer erstaunen. Ich bemerkte hierzu, daß die gesperrten Stellen nicht im Centralblatt stehen, sondern soeben von mir als Vervollständigung hinzugefügt wurden. Wenn ich also sage, daß die Entfernung 25 000 Schritt betrug =  $2\frac{1}{2}$  Meile, und diese Entfernung ich in  $3\frac{1}{4}$  Stunde zurücklegte, also in 195 Minuten, so brauchte ich  $7\frac{20}{25}$  Minuten, um 1000 Schritt zurückzulegen. Der Vogel hatte aber bei circa  $7\frac{4}{5}$  Minuten einen Vorsprung vor mir von etwa 60 Schritt, oder auf 1000 Schritt 60 Schritt mehr zurückgelegt, als ich.

Er hatte nach dieser Berechnung — und sie muß der Wahrheit sehr nahe kommen — sich 25 Mal gebückt.

(Theilweise schon im Druith, Centralbl. 1877, 105 gedruckt.)

Wie schon oben bemerkt, halten sie sich hauptsächlich nur auf kahlen Flußuferstellen auf, welche von den letzten Ueberschwemmungen her mit Geröll hoch überlagert sind, und die dicht dabei liegenden kahlen Sandflächen besuchen sie nur gelegentlich ab und zu. Vereinzelt aber sieht man sie auch auf dem Wasserspiegel und zwar auf den Blättern einer Froschlachspflanze (Potamogeton) oder Teichrose (Nuphar, Nymphaea), sogar auf Charen- und Algenbündeln stehen, wenn letztere bei plötzlich fallendem Barometer obenauf schwimmen. Sehr niedlich sieht es aus, wenn diese ruderlosen Geschöpfe auf der trügerischen Fläche Posto fassen wollen; sie lassen sich in ganz flachem Winkel gegen den Wasserspiegel nieder und trippeln mit hochgehobenen Flügeln, damit sie sich mit einem einzigen Flügelschlag wieder erheben können, über das schwimmende Laub hin, bis sie den Pflanzenblattboden unter sich sicher fühlen. Auch auf dem festen Land lassen sie sich bisweilen mit so gehobenen Flügeln nieder, aber doch nur sehr selten. Wenn sie sich aus der Luft auf dem Boden niederlassen, dann ist der Uebergang aus der Bewegung in die vollkommenste Ruhe ein sofortiger, plötzlicher. Dadurch schützen sich die Thierchen ganz außerordentlich, denn es ist sehr schwer, sie zu erkennen, obgleich man den Punkt genau gesehen zu haben meint, wo sie sich niedergelassen haben; hier kommt ihre dem Ries angepasste Färbung so recht zur Geltung. Es scheint, als seien sie plötzlich tief in die Erde hinein verschwunden, da man sich die plötzliche Unsichtbarkeit auf der kahlen Fläche auf den ersten Blick nicht zu erklären vermag.

Will man die Thiere eingehend beobachten, dann darf man es nicht wie bei so vielen anderen Vögeln machen, daß man sich gedeckt möglichst regungslos aufstellt oder legt, denn das fällt den so scharfäugigen Thieren auf und veranlaßt sie, auf der Hut zu sein und sich ebenso regungslos zu verhalten. Einfache, nicht gerade auffällige Bewegungen im Liegen, oder ein einfaches Hin- und Hergehen ist das beste, was man thun kann, um ihnen Sorglosigkeit einzulösen. Dabei scheuen sie einen einzelnen Menschen mehr als zwei oder drei, die beisammen gehen. Auch ist es gut, wenn man nicht die mittägige Zeit wählt, wo sie ruhen und im Sonnenbrande ihr Schläfchen abhalten, sondern vielmehr die Morgen- und Abendstunden, wo sie am lebendigsten sind. — Dann kann man seine innige Freude haben an den kleinen Gesellschaften, in welchen die Thiere zusammen leben. Geht ein Individuum seiner Nahrung nach, dann steht es einige Sekunden still, mit eingezogenem Kopf wie immer, und äugt, ohne den Kopf dabei zu rühren, die nähere Umgebung ab; dann rennt es mit plötzlichem Impuls vor und schnappt eine unvorsichtige Fliege weg, die sich auf einem Stein sonnen wollte, oder eine lebensmüde Eintagsfliege, oder einen kleinen Schmetterling, der aus dem nassen Sand zwischen den Geröllen trinken wollte. Dester jagen sie den aufstieghenden Cicindelen nach, oder ziehen kleine Käfer unter den trocken liegenden Steinen hervor. Lohnt diese Art Jagd

nicht, was vorzugsweise bei trübem und regnerischem Wetter der Fall ist, dann verstehen sie trotz ihres schwachen Schnabels unter Nachhilfe mit den Füßen und dem Kopf kleine Gerölle auf dem nassen, tiefer gelegenen Boden auf die Seite zu schieben und darunter Gastlarven, Affeln, Napfschnecken, kleine Würmer und die Maden verschiedener Kerbthiere aufzulesen. Tiefer als höchstens einen halben Zoll waten sie aber nicht in das Wasser hinein. Dabei sind sie aber immer noch auf ihre Sicherheit bedacht, und sieht man bei ihnen, wenn sie auf beiden oder einem Beine stehen, dasselbe senkrecht nach oben ausgeführte plötzliche und kurze Aufschwellen des Kopfes, welches auch Gewohnheit der Riebige ist und welches ich unter die „sichernden Bewegungen“ zähle.\*) Ist der erste Hunger gestillt, so daß sie auch an andere Dinge denken, wie an die Ordnung des Gefieders, und namentlich dann, wenn sie sich unter einander einer Art Konversation hingeben, dann sieht man eine sehr häufig wiederkehrende Bewegung, die in gewisser Hinsicht dem Schwanzwippen anderer Vögel entspricht, von demselben aber ganz verschieden ist; sie führen nämlich im Affekt nicht mit dem Schwanz für sich besondere Bewegungen aus, sondern wiegen sich in den Hüften und schaukeln den Körper in kleinem Bogen auf und nieder um die Achse der Hüftgelenke. An diesem Schaukeln, welches am Schwanzende, als dem äußersten Theil des längeren Hebelarmes, allerdings am sichtbarsten ist, nimmt der ganze Körper gleichmäßig Theil bis auf den Kopf, der relativ ruhig bleibt. Dabei rufen sie sich gern gegenseitig mit einem wohlklingenden, pfeifenden, hohen, etwas gezogenen „diwü“, bei welchem die zweite Silbe gewöhnlich höher, oft aber auch tiefer liegt wie die erste, — und zwar um  $\frac{1}{3}$  bis fast einen ganzen Ton, je nach der Stimmung des Rufenden.

Die beiden Gatten eines Paares hängen sehr an einander. Sie kommen schon gepaart im April bei uns an und bleiben immer nahe bei einander, außer in der Brütezeit, wo das Männchen ganz augenscheinlich durch offnes Promeniren auf einer entfernten Kiesbank das Auge der Feinde vom Weibchen ab und auf sich ziehen will. Ganz muthig sieht es aus der Ferne den Sperber heranziehen, weiß aber sehr geschickt im rechten Augenblick abzustreichen und nach Bekassinenart „im Zickzackfluge“ unter das nächste Weidengebüsch zu retiriren, das es sonst konsequent vermeidet.

Baumfalken habe ich zweimal auf unsern Uferpfeifer Jagd machen sehen; beide Male drückten sich die letzteren sofort platt auf den Boden zwischen die Steine hinein und waren so gerettet. Den Thurmfalken, der doch bei uns viel häufiger ist, habe ich noch nie auf die Pfeifer Jagd machen sehen. — Die beiden Gatten verkehren zärtlich mit einander, indem sie unter häufigem Aufschwellen des Köpfcens

\*) Unsere Monatschrift 1882, S. 108.

und lebhafterem Schaukeln des Körpers sich ein ziemlich leises kurzfüßiges „did did“ zuflüstern, dem dann ein schnell hintereinander ausgestoßenes etwas lauterer „didididididididid“ folgt. Das ist das Zärtlichkeitsgeplauder, welches man allerdings im Frühjahr am häufigsten, aber auch in der übrigen Sommerzeit noch oft genug hört. Die Gatten scheinen sich nach der Brut nicht zu trennen. Vielleicht halten sie sich auch während der Zugzeit in der Fremde zusammen, da sie im Frühjahr gepaart ankommen. In der ersten Frühjahrszeit, gleich nach der Ankunft der Thiere, erhebt sich der Lockruf zu einem Balzgesang, den aber das Männchen nicht allein, sondern im Duett mit dem Weibchen vorträgt. Das Weibchen steht ruhig — natürlich auf einem Bein, wie gewöhnlich — und das Männchen rennt zwei bis vier Mal vor ihm auf und ab, — dann steckt letzteres den Kopf ein wenig nach vorn, bleibt stehen und ruft drei bis fünf Mal „lüh lüh lüh“ in etwas gezogenen, wohlklingenden Pfeifstönen und schließt unmittelbar daran einen aus denselben, aber kurzen und raschfolgenden Tönen gebildeten Triller: „lüllüllüllüllüh“, in welchem die Stimme ein wenig schwächer wird und der Ton ein wenig abwärts gleitet. Meist fällt dabei das Weibchen gleich nach Beginn der Strophe ein und begleitet das Männchen, aber in der Regel mit etwas rauherer Klangfarbe und nicht ganz so laut. Ganz zeitig im Frühjahr erhebt sich das Männchen öfter in die Luft, um während eines eigenthümlichen Balzfluges seine Strophen hören zu lassen, die dann noch hübscher klingen. Der Balzflug beginnt mit einem zickzacklinigen Schrägaufsteigen, setzt sich fort in winkligen, kurzen Horizontallinien in nicht zu großer Höhe über der Riesbank, wo das Weibchen sich währenddem in einer Vertiefung zwischen Kieseln auf den Boden gelegt hat, und endet, nachdem das letztere in den Gesang begleitend eingestimmt, mit einem Absturz in schöner Kurve gegen den Fluß herab, wie wir ihn ganz ähnlich bei den Schwalben über dem Wasser zu sehen gewohnt sind, um in einem kurzen Flug niedrig über das Wasser und den Kies hin zuletzt beim Weibchen zu endigen. Etwas abgebrochen und verkürzt kann man diesen Gesang, sogar auch bisweilen das Duett, nach der Brutzeit noch hie und da einmal hören. Ich war aber immer im Zweifel, ob dies die Alten sind, oder ob vielleicht Junge schon Vorübungen anstellen. In einzelnen Fällen jedoch konnte ich trotz der Schwierigkeit der Unterscheidung doch mit Sicherheit wahrnehmen, daß es alte Individuen waren.

Die Vögel auf unserer Abbildung sind im Herbstkleid gemalt. Sie legen dasselbe von Mitte Juli bis August an, — die Jungen des Jahres ein klein wenig später. Das Hochzeitskleid, welches sich hauptsächlich durch etwas lebhaftere Farbtöne unterscheidet, tauschen sie gegen das mehr staubig aussehende Herbstkleid in der Fremde ein. Im Hochzeitskleid unterscheiden sich die Weibchen von den Männchen außer durch eine im Ganzen mehr staubig abgestumpfte Färbung hauptsächlich durch

die geringere Größe der schwarzen Flecken am Kopf und durch mehr Weiß auf den Flügeln. Die Hochzeitsfarben verbleichen übrigens den Sommer über sehr rasch.

Das Weibchen scharrt zwischen den Gerölln auf einer weit ringsum kahlen Stelle, die keinerlei Schutz gewährt, eine mit Sand ausgestattete, hübsch kuglig gehöhlte Vertiefung und legt dahinein, ohne vorher Nistmaterial zugetragen zu haben, vier Eierchen auf den Sand, welche sie stets in Kreuzform mit den Spitzen gegen einander ordnet. Wegen der ringsum liegenden Kiesel würde es sehr schwer fallen, ein Nest zu entdecken, wenn diese auffällige Kreuzform die Eier nicht verriethe. Es gehen sicher sehr viele Gelege zu Grunde. Die Krähen und Dohlen, die an solche Plätze ohnehin gern zur Tränke, auch wohl bei niedrigem Wasser zum Fischefang kommen, — die Iltisse und Igel und Wiesel, die Wasser- und Wanderratten und noch eine Menge anderer Feinde stellen ihnen nach. Dazu kommen noch die Massenvernichtungen bei Gelegenheit der Hochfluthen. Wenn die Vögel auch möglichst hoch auf den Kiesbänken ihre Nestmulde auscharren, aus dem Bereich des eigentlichen Hochwassers gehen sie doch nicht leicht hinaus, weil außerhalb desselben die Kiesbänke sich bald mit Grün überziehen.

Die Alten schreiten dann zum zweiten Mal zum Brüten, — öfters doch mit besserem Erfolg. Für die Brutzeit giebt Raumann 16 bis 17 Tage an. Nach meinen Erfahrungen, die aber auf nicht hinreichend exakten Beobachtungen basiren, brüten sie sehr oft einen oder zwei Tage weniger lange, bisweilen aber auch etwas länger und scheinen diese Schwankungen im ursächlichen Zusammenhang mit der Bitterung zu stehen. Man darf nur bedenken, wie empfindlich oft die Verdunstungskälte unmittelbar an flachen Flußufern wird, und wie hoch sich die Sonnenhitze auf den sandigtrockenen Kieslagern steigern kann. — Die Jungen sind zwar recht niedlich und sehr hübsch gezeichnet in ihrem theils schneeweißen, theils schwärzlichen und graubräunlichen Dumentkleidchen ohne Halsband, aber sie sind doch recht plump gebaut, haben klumpig aussehende Füße, bewegen sich in den ersten Tagen auch höchst täppisch und lassen sich mit den wunderbar hübschen und anmuthigen Dunenjungen der Kiebitze insofern nicht vergleichen. Anfänglich leben sie sehr versteckt zwischen den Gerölln und auch am Strand in dem angrenzenden Wiesenrasen und unter einzelnen Ampferbüschen; aber nach nur vier bis fünf Tagen sind sie schon recht wackere Läufer und wissen auch einigermaßen für sich zu sorgen. Nach acht Tagen fangen schon die Federn an durch die Dunen zu brechen, und bald sieht man die Jungen in Gesellschaft der Alten auf den Sand- und Kieslagern lustig umherrennen. Das große Auge aber ist grau verschleiert und erhält nicht so schnell die dunkle Farbe und den tiefen Glanz, den das Auge der Alten hat. Dieses große, glänzende, braune, tiefe Auge ist aber auch wunderbar schön. Seine Schönheit hebt sich bei den Jungen, und namentlich im Herbstkleid, durch Ränder von weißen

Federchen. Die älteren Männchen zeichnen sich im Hochzeitskleid, wie schon bemerkt, vorzugsweise nur durch reinere und schärfer abgegrenzte Farben aus. Männchen und Weibchen tragen dann um die Augen einen breiten, schwarzen Ring, von dem drei Ausläufer ausgehen: einer bis hinter die Ohren, einer nach vorn über die Schnabelwurzel hinweg und einer nach oben über den Scheitel hin; die beiden letzteren verbinden sich von Auge zu Auge zu zwei Binden über den Scheitel und die Schnabelwurzel hinweg. Die weißen Federchen auf den Augenlidern sind nicht mehr vorhanden, welche sonst die Schönheit der Augen so wirkungsvoll hoben; dafür aber sind rings um das Auge die Augenliderränder warzig geschwellt und schön citronengelb gefärbt; das hebt den Glanz der Augen neben dem tiefen matten Schwarz weit wirkungsvoller als das Antimonerglanzpulver, mit welchem die schönen Orientalinnen die Umgebung des Auges einreiben. Dieses Gelb verbleicht aber im Sommer, indem auch die kleine Schwellung sich wieder verliert, und es verbleibt dann für das übrige Jahr nur noch ein Schimmer dieser hochzeitlichen Schmuckfarbe.

Nachdem das Brutgeschäft vorüber ist, verbleiben die Vögel noch in der Nähe des Brutplatzes, um die Mauser und das Heranwachsen der Jungen abzuwarten; sodann aber schlagen sie sich zu kleinen Gesellschaften von einem halben Duzend oder einem halben Mandel zusammen, und beginnen die benachbarten Kieslager sowohl stromauf- wie stromabwärts zu besuchen, kehren aber regelmäßig Abends, oft auch schon Mittags, wieder in das kleine Wohngebiet zurück. Größere Ausflüge machen ihnen bei ihrer großen Flugfähigkeit keine Schwierigkeiten. Endlich begeben sie sich Ende August und im September auf die Reise, — zeitig im Jahre, da sie viel Zeit zur Reise brauchen; sie machen, wie so manche anderen Uferbewohner, immer nur kleinere Stationen. Bei dieser Gelegenheit habe ich sie in Ostthüringen auch öfter auf steinigen Brachfeldern, und, seitdem diese außer Brauch gekommen, auf steinigen, kahlabgeweideten Weißkleeefeldern angetroffen. Nachdem sie im Frühjahr zurückgekehrt, sind sie anfänglich auch noch beweglicher und wechseln in ebenso kleinen Völkchen am Fluß umherschweifend einige Wochen lang häufig ihren Aufenthalt, ziehen auch öfter über die Wasserscheiden hinüber den Nachbarflüssen zu. Dabei kommen in dieser Zeit bei den sonst so friedfertigen Vögeln auch Kämpfe vor. Da lassen sie aber keine Federn, geschweige denn, daß sie sich bedenklich wehe thäten. Es stellen sich zwei Rivalen einander gegenüber, senken den Kopf, ziehen ihn womöglich noch mehr ein als gewöhnlich und fahren auf einander los, indem sie sich zu unterlaufen suchen — ähnlich wie auch die Kiebitze es machen. Der höchste Triumph ist es, wenn der eine dem andern mit dem schwächlichen Schnabel einen Biß in das Ständerchen beibringt; sonst hat es höchstens bei einem Stoß sein Bewenden, den der eine mit Stirn und Scheitel auf die Brust des andern ausführt. Meist läßt sich aber der eine schon durch die kriegerischen Gebärden des andern schrecken und



weicht rechtzeitig aus. — In kurzer Frist ist aber die Kiesbank, auf welcher die Nestmulde Platz finden soll, glücklich gewählt, und dann haben die Streifzüge ein Ende: die Ehegatten werden fein häuslich.

Merkwürdig ist, wie widerstandsfähig die zarten Körperchen der Flußuferpfeifer sind. Habe ich oben ein Beispiel erzählt von ihren Dauerläufen auch schon im zarten Kindesalter, so berichtet Naumann von einem geflügelten Individuum, das sonst ganz heil war, und das er beschloß, nach Verheilung des Armes, lebend zu behalten. Das Thierchen nahm aber keine Nahrung zu sich und lebte so drei Tage, bis es endlich gestopft wurde. Mit dieser Widerstandsfähigkeit und zugleich mit ihrer Klugheit hängt auch der Umstand zusammen, daß sie so leicht die Gefangenschaft ertragen.

Junge, noch gar nicht flugfähige Uferläufer verhalten sich, wenn man sie fängt, und in die Stube oder in einen Bauer bringt, in der ersten Zeit außerordentlich ungeschickt. Die dargebotene Nahrung allerdings nehmen sie sofort an, wenn man das Futter nur mit Mehlwürmern, Fliegen und dergleichen bedeckt; aber sonst torkeln sie höchst läppisch über die Futtergeschirre, rennen gegen die Wände und Drahtgitter, rufen dabei unausgesetzt nach den Alten und gewöhnen sich erst nach Wochen gehörig ein und an die Hand. Sie bekommen sehr leicht und rasch verkrüppelte Füße — vielleicht weil ihre Beine überhaupt anfänglich verhältnißmäßig noch wenig entwickelt sind, und der rauhe Grund und Boden, auf dem sie draußen aufwachsen, ihnen in der Gefangenschaft nur schwer hergerichtet werden kann. — Weit besser thut man, sie alt zu fangen, wenn man ihr Thun und Treiben in der Gefangenschaft in der nächsten Nähe belauschen will. Es sind sehr geweckte, seelisch hoch entwickelte Thiere. Wunderbar schnell wissen sie sich in die veränderten Umstände zu fügen. Das ist nicht jene traurige, jedem Vogelwirth wohlbekannte, plötzlich eintretende Zahmheit, die ein Vorbote des Todes ist und zum augenblicklichen Freilassen auffordert. Die Rückenfedern sträuben sich nicht bei den Uferpfeifern; gesund und munter sehen sie sich die neue Lage an. Im Käfig versuchen sie vorsichtig, ob sie sich da oder dort zwischen den Drähten durchdrängen können, und unterlassen nach zwei Tagen jeden Versuch der Art; in der Stube fliegen sie anfänglich wohl einmal gegen die Decke oder gegen das Fenster, aber schon am zweiten Tage sind sie belehrt, daß das nicht geht, und rennen und fliegen nun in dem angewiesenen Raum, ohne anzustreifen, nach Herzenslust herum. Giebt man sich nur einigermaßen Mühe, dann fressen sie nach drei bis vier Tagen die Mehlwürmer aus der Hand. Zwischen den Füßen der Menschen wissen sie mit sicherer Gewandheit auszuweichen. Bei gewöhnlichem Drosselweichfutter halten sie lange aus, wenn man ihnen nur auf einem flachen Napf eine Lage nassen Mooßes bietet, in welches man ihnen täglich mehrere Male Weißwurm und Ameisenpuppen eindrückt, und wenn man ihnen fortwährend einen flachen Napf von ungefähr

20—25 Centimeter Durchmesser mit beständig frischem und reinem Wasser vorsetzt. Sie baden gern, und stellen sich auch ab und zu gern auf einige Zeit in das flache Wasser, wie sie es draußen in der Freiheit gewohnt waren. In der Freiheit nehmen sie am späten Vormittag vor der Mittagsruhe gern ein Sand- und Staubbad, während sie Nachmittags und gegen Abend im Gegensatz dazu ein Wasserbad nehmen. In der Gefangenschaft habe ich sie nie im Sande baden sehen, sondern nur im Wasser und zwar zu jeder Tageszeit, vorzugsweise aber in der Nacht. Ueberhaupt sind sie in der Gefangenschaft fast die ganze Nacht hindurch munter, und sie fressen auch während der Nacht, wenn auch die Hauptmahlzeiten in die Morgen- und Abendstunden fallen. Im Freileben ist es jedenfalls nicht anders. Aufstiegen habe ich sie im Mondschein allerdings nur dann sehen, wenn ein Hund in Begleitung war, — sonst nicht. — Man hört aber ihre Lockstimmen zu jeder Zeit der Nacht, und zwar nicht bloß während heller Mondscheinnächte. Meist ist der Ton beim nächtlichen Ruf ein sehr gedämpfter, — oft aber erhebt er sich auch zur gewöhnlichen Stärke. Ihr so großes Auge ist so eingerichtet, daß sich die Pupille des Nachts dem Bedürfnis entsprechend bedeutend erweitern und so mehr Lichtstrahlen einlassen kann. Trotzdem sie aber infolge dieser Einrichtung bei Nacht scharfer sehen als die eigentlichen Tagthiere, verengert sich die Pupille im scharfen Sonnenlicht nicht auf ein Minimum, sondern nur bis zu einer gewissen Grenze. Sie sehen auch im scharfen Sonnenlicht nicht minder gut wie bei trüber Beleuchtung, und sind durchaus keine eigentlichen Nachtthiere.

Was nun endlich den in der Ueberschrift und sonst von mir gebrauchten Namen „Flußuferpfeifer“ betrifft, so ist derselbe ein gemachter; er ist aber dem von Homeyer'schen Verzeichniß entnommen und jedenfalls ein recht bezeichnender Name. Er ist eigentlich schon abgekürzt aus „Flußuferregenpfeifer“. Andere Namen für das Thier, wie „kleiner Regenpfeifer“, „schwarzbindiger Regenpfeifer“, „kleiner Strandpfeifer“, sind ebenfalls gemachte Namen und nicht so bezeichnend. Die Namen „Strandpfeifer“ und „Sandläufer“ sind — ich weiß das nicht — vielleicht auch gemacht, vielleicht aber auch Volksnamen; aber sie passen eher für gewisse andere Arten der Ufervögel als gerade für unsern Aeg. minor. „Flußschwalbe“ und „Seelerche“ sind echte Volksnamen, aber sie passen nicht recht wegen anderer Anklänge (Flußufererschwalbe), und weil Schwalben wie Lerchen doch nur bildlich herangezogen werden können. An der Saale und Elster existirt der Name „Grieshinne“, „Grieshimmel“, „Grieshihnel“, was soviel bedeutet wie „Grieshühnchen“. „Gries“ bezeichnet hier eine kahle Kiesbank, und ist dialektisch der Name recht bezeichnend. Ich glaube aber, daß „Gries“ für Kies- oder Geröllbank in unserm lebenden Deutsch nicht weit genug verbreitet ist, um eine Adoption jenes Namens voll zu rechtfertigen





Arzt. Inst. von Th. Fischer, Cassel.

*Aegialites minor.*  
Flusuferpfeifer. (Flussregenpfeifer).

G. Mützel, genu.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [13](#)

Autor(en)/Author(s): Liebe Karl Theodor

Artikel/Article: [Ornithologische Skizzen. 59-68](#)